

Weininger (vgl. S. 94) als Referenzen für homosexuelle Identitätskonstruktionen nennt, ohne deren Antisemitismus zu erwähnen, könnte ihre Dissertation als verharmlosende oder zumindest schönfärberische Historiografie lesbischer Geschichte erscheinen lassen.

Trotz dieser Einwände ist Schaders Untersuchung der Darstellungen von Sexualität, Begehren und Erotik in den Zeitschriften homosexueller Frauen der Weimarer Republik ein wichtiger Beitrag zur Identitäts- und Mentalitätsgeschichte weiblicher Homosexualitäten, an den weitere Forschungen zweifellos anzuknüpfen haben.

Manuela Rossini

Queering the Renaissance

Paul Hammond: *Figuring Sex between Men from Shakespeare to Rochester*, Oxford 2002 (Oxford University Press, 281 S., 23,50€).

Richard Halpern: *Shakespeare's Perfume: Sodomy and Sublimity in the Sonnets, Wilde, Freud and Lacan, Pennsylvania* 2002 (University of Pennsylvania Press, 125 S., 28,50€).

Valerie Traub: *The Renaissance of Lesbianism in Early Modern England*, Cambridge 2002 (Cambridge University Press, 492 S., 35,21 €).

Seit den bahnbrechenden Studien von Alan Bray (*Homosexuality in Renaissance England*, 1982) und Lilian Faderman (*Surpassing the Love of Men: Romantic Friendship and Love between Women from the Renaissance to the Present*, 1981) floriert die Forschung zu gleichgeschlechtlichen erotischen und sexuellen Beziehungen in den Betten und Texten der Frühen Neuzeit. Ging es zunächst im Rahmen der *Gay and Lesbian Studies* und im Einklang mit den politischen Zielen der Schwulen- und Lesbenbewegung primär um die Entdeckung männlicher und weiblicher homosexueller Vorfahren zur Akzeptanzschaffung für deren heutige Nachkommen, wurde ‚Homosexualität‘ – wie auch ‚Heterosexualität‘ – dagegen im Zuge der *Queer Studies* der 90er Jahre als Identitäts- und Analysekategorie zunehmend problematisiert. Seither untersucht das Projekt *Queering the Renaissance*, das alle drei Monographien mehr (wie Traub) oder weniger (wie Halpern oder Hammond) dezidiert verfolgen, vor allem die historische Kontingenz, diskursive Bestimmtheit oder performative Herstellung ‚homoerotischen Begehrens‘ – so der nun gewählte Dachbegriff. Dabei zeigt besonders Valerie Traubs Arbeit, wie umfangreich, komplex und differenziert die Fragestellungen sind.

Auch wenn ein nur auf Kontinuität und Identifikation zielender Ansatz abgelehnt wird, folgt daraus nicht, dass erotische Definitionen und Praktiken der Renaissance radikal anders gesehen würden. Traub sieht das Ziel ihrer „genealogy of lesbianism“ darin, „to examine the conditions of intelligibility whereby female-female

intimacies gain, or fail to gain, cultural signification“ (S. 28). Dies bedeutet in der Praxis, die Logik der Diskurse zu beschreiben, die sexuelle Handlungen oder Existenzweisen definieren und dadurch ‚herstellen‘, d.h. sie sichtbar oder unsichtbar machen. *Queering* heisst bei Traub somit hauptsächlich „discovering the terms by which the past articulated its *own* queerness“ (S. 40). Ähnlich argumentiert Richard Halpern in *Shakespeare's Perfume*, wenn er schreibt, dass in den Sonetten nicht eine ahistorische Essenz homoerotischen Verlangens ‚ruchbar‘ sei, sondern „a discourse that *produces* such desire in a culturally and historically specific way“ (S. 13). Der Name *Shakespeare* erfüllt hierbei, was Foucault eine Autorfunktion nennt, d.h. er wird als Gründer einer rhetorischen Tradition gefeiert, die Halpern als „poetics of sublimation“ (S. 13) bezeichnet und die in Wilde, Freud und Lacan ihre würdevollen Bewahrer finde. Was genau dieses ungewöhnliche literarische Quartett verbindet, nimmt Halpern im Untertitel – *Sodomy and Sublimity* – bereits vorweg:

„All four writers reflect in original ways upon the role of sexual desire in art (and art in sexual desire), and all four do so by conjoining the unlikely categories of sodomy and the sublime.“ (S. 8)

Dass ein analytisches Zusammenführen dieser historisch und kulturell sehr unterschiedlichen Kategorien gelingen kann, scheint tatsächlich auch eher „unlikely“ (S. 8). Dem Vorwurf des Anachronismus hält der Autor jedoch entgegen, dass beide Kategorien bereits im Brief Pauli an die Römer eng verknüpft würden, und zwar, indem Sodomie als Gegenpart Gottes figuriere und somit ebenfalls auf der Ebene des Unrepräsentierbaren – der Ebene des Sublimen – angesiedelt sei. Die in der Epistel vollzogene Analogisierung von Sodomie und Sublimität, so Halperns These, wird von Shakespeare in ästhetische Form gebracht.

Eine Beschäftigung mit den poetischen Qualitäten der Sonette ist heute für manche fast schon so skandalös wie gestern die Interpretation dieser Texte als Ausdruck einer „love that dare not speak its name“ (Lord Alfred Douglas, der Lover von Oscar Wilde, in seinem Gedicht *Two Loves*, 1894). Das große Verdienst von Halperns kleinem Buch ist aber, über eine Neudeutung des Vorgangs der Sublimation eine Brücke zwischen Sodomie als Thema einerseits und der Form der Gedichte andererseits zu schlagen. Als Korrektiv zu gängigen Lektüren des Sonettzyklus als ästhetischer Maskerade verbotener, ‚wahrer‘ Sexualität und auch in Umkehrung von Freuds Theorem, dass sexuelle Triebe sich in künstlerischer Produktion entladen, reduziert Halpern Ästhetik nicht zu ‚Ersatzsex‘, sondern betont, dass für Shakespeare wie auch für Wilde gelte: „aesthetic experience is both the ‚truth‘ and the origin of sexual desire“ (S. 2). Paradigmatisch für seine Argumentation ist Sonnet 5 mit seiner zentralen Figur des Parfümfläschens („summer's distillation left / A liquid pris'ner pent in walls of glass“). Der alchemistische Prozess der Destillation dient ihm als Metapher für die textuelle Transformation des Samens – eigentlich zur (heterosexuellen) Prokreation im weiblichen Uterus bestimmt – in Poesie: die männliche Kreation von Schönheit. Dadurch erschafft der Dichter, selbst in den Gedichten an die „dark lady“, eine kanonische Form des homosexuellen Subjekts *avant la lettre*, ein Effekt, den Halpern mit der Formel „Shakespearean homosexuality is the aesthetic sublimate of sodomy“ (S. 21) zusammenfasst. Die These der Konstruktion

von ‚Homosexualität‘ als ontologische wie auch ästhetische Kategorie durch eine ‚Theorie‘ der Sublimierung wird in der Folge an Wildes *The Portrait of Mr. W. H.*, Freuds *Eine Kindheitserinnerung des Leonardo da Vinci* und Lacans *L’Ethique de la psychoanalyse* weiterentwickelt.

Der Rhetorik von u.a. Shakespeares Sonetten widmet sich auch Paul Hammond in *Figuring Sex between Men from Shakespeare to Rochester*. Detailliert und mit Gespür für die Nuancen des frühneuzeitlichen Sprachsystems – was ich bei Halpern eher vermisse – analysiert er die Implikationen bestimmter Bilder, Tropen, semantischer Felder, literarischer Anspielungen sowie die Assoziationen und Disassoziationen, mittels derer in Texten des 17. Jahrhunderts homosexuelle Beziehungen – bei Hammond ohne Gänsefüßchen – dargestellt werden. Sein Material umfasst eine breite Sammlung von teilweise nicht im Druck zugänglichen Gedichten, Theaterstücken, Briefen und Pamphleten, in denen Sex zwischen Männern figuriert. Dem (wort)spielerischen Charakter seiner Texte angemessen, nimmt Hammond kaum Festlegungen vor, was genau sich darin abspielt. Stattdessen lässt er Raum für unterschiedliche Lesarten und erinnert uns am Ende daran, dass wir in der Frühen Neuzeit keinen homogenen Sodomiediskurs vorfinden. Was sich aber deutlich abzeichnet, ist ein rhetorischer Bruch in der Darstellung von Männerliebe im Lauf des 17. Jahrhunderts: Homoerotik und Freundschaft zwischen Männern gehörten um 1600 noch eng zusammen, wohingegen ein Jahrhundert später der homoerotische Blick auf den männlichen Körper nur noch in der schwulen Subkultur der sogenannten *molly houses* möglich war. Hammond ist sich des Problems bewusst, einen kausalen Zusammenhang zwischen kultureller Produktion und sozialer Praxis zu postulieren. Trotzdem wagt er die These, dass sich homosoziale Männerbünde vom Verdacht der ‚Homosexualität‘ befreien mussten – „to preserve the clarity and stability of the definition of masculinity in the face of a new world of homosexual self-definition“ (S. 116) – und deshalb homoerotischen Phantasien keine Bühne mehr geboten wurde.

Hammond verfolgt Strategien des Öffnens und Schließens solcher Räume vor allem anhand von Shakespeares Sonetten und ausgewählten Dramen (*The Merchant of Venice* und *Twelfth Night*), deren Neuausgaben, respektive Adaptionen in der Restaurationszeit, wo es keinen Ort mehr gibt für die

„ambiguities of Shakespeare’s erotic imagination, his pursuit of multiplicity, and his desire to blur definitions, to postpone the moment at which choices have to be made.“ (S. 116)

Die weiteren Fallstudien beschäftigen sich mit „Politik und ‚Sodomie‘“ am Beispiel der überzeichneten Darstellungen homosexueller Machtfiguren und schließlich – in einer gelungenen dekonstruktiven *tour de force* – mit homoerotischen Motiven in der vorgeblich heterosexuellen Lyrik von Andrew Marvell und John Wilmot, Earl of Rochester.

Die von Hammond beschriebene Diskontinuität in der Repräsentation von Männerliebe lässt sich ebenfalls in der Darstellung und Beurteilung von intimen Frauenbeziehungen feststellen, wenngleich die Geschichte des *lesbischen* Subjektes – ich übernehme Traubs als Verfremdungseffekt intendierte Typographie – nicht parallel

zur Geschichte des *schwulen* Subjektes verläuft. Bis etwa zur Restauration schien es niemanden zu stören, wenn Frauen zusammen in einem Bett nächtigten, sich innig küssten oder exklusive Freundschaften pflegten. Was bis dahin als unschuldig galt, wurde seit Mitte des 17. Jahrhunderts als unmoralisch und die soziale Ordnung bedrohend konstruiert. Schematisch formuliert: „a discursive regime of impossibility is gradually displaced by a governing logic of suspicion and possibility“ (S. 19-20). Cupido in John Lylys *Gallathea* (c.1584) erklärt: „I will (...) so confound their loves in their own sex that they shall dote in their desires, delight in their affections, and practice only impossibilities“ (S.5). Hier reiht sich der Dramatiker in eine lange Reihe von Stimmen ein, die das Begehren zwischen Frauen nur als eine *amor impossibilis* figurieren können: Innerhalb eines hegemonialen Referenzrahmens, der den Phallus als einzigen Signifikanten von Sexualität und Penetration als einzige Form von Erotik aufrechterhält, können sich Frauen eben nicht ‚wirklich‘ lieben und einander erotisches oder sexuelles Vergnügen bereiten. Indem Lylys Szene aber auf die mögliche Verwirklichung solcher Lust und Leidenschaft hinweist, trägt sie dennoch dazu bei, „to make the impossible intelligible and the unintelligible possible“ (S. 6).

Diese Form der ‚practicing (im)possibilities‘ ist Ausgangspunkt von Traubs in vieler Hinsicht großartigem Buch, das zu einem Klassiker nicht nur der *Early Modern Studies*, sondern der „*Queer Philology*“ (Masten) insgesamt avancieren dürfte. Denn hier begibt sich die Autorin auf die tropologischen Spuren jener möglichen Unmöglichkeiten und unmöglichen Möglichkeiten am Hof Elisabeths, in Dramen, Gedichten, Gerichtsakten, Grabskulpturen, Reiseberichten, Anatomiebüchern, pornographischem Material, in Malerei und Musik nicht nur Englands, sondern vieler weiterer Kulturen Europas und Nordamerikas. Ihre Leitfiguren dabei sind die sogenannte ‚Tribade‘ – eine Figur, die im Zusammenhang mit der Wiederentdeckung der Klitoris im Jahr 1559 eine Renaissance erlebte – und die ‚Freundin‘, deren Darstellungen sich immer mehr an die ‚Tribade‘ anglichen. Mit Fokussierung auf weitere Leitkonzepte wie *pleasure*, *generation* und *chastity* untersucht sie zudem die dynamischen Wechselwirkungen zwischen weiblichen (wie auch männlichen) gleichgeschlechtlichen Verhältnissen und anderen gesellschaftlichen Domänen und Diskursen wie Reproduktion, Familie, Verwandtschaftsnetzen, ‚Rasse‘ oder Nationalismus. Ausserdem verdeutlichen zwei Kapitel zu medizinisch-anatomischen Trouvaillen, dass ‚Lesbianismus‘ nicht zufälligerweise gerade dann eine ‚Renaissance‘ erlebte – Traub gebraucht den Ausdruck sowohl wörtlich wie auch ironisch –, „when new discourses made certain interests in the body salient and innovative modes of investigation possible“ (S. 10).

The Renaissance of Lesbianism in Early Modern England erfüllt zwar an erster Stelle ein Desiderat der *Lesbian Studies*, da es weiblicher und insbesondere *lesbischer* Sexualität in der Frühen Neuzeit eine Sichtbarkeit gibt, die sie in den meisten Literaturgeschichten und Geschichtsbüchern bislang nicht hat. Das Buch bietet jedoch sehr viel mehr, was hier nur stichwortartig gewürdigt werden kann. In vorbildlicher Weise verbindet Traub einen „strategic historicism“ (S. 28) mit feministischer und poststrukturalistischer Theorie, wobei sie einige blinde Flecken dieser Ansätze aufdeckt, sowie mit einem hohen Reflexionsgrad des eigenen metho-

dischen Vorgehens – all dies in elegantem Stil wie auch mit lustvollem politischem Engagement vorgetragen. Neben der Vermittlung zwischen Forschung und zeitgenössischer Theaterpraxis initiiert sie nicht zuletzt durch die Revision und Fortentwicklung wichtiger Konzepte eine weitergehende Erforschung von Sexualität und Erotik – damals wie heute.

Diese Rezension ist zuerst erschienen unter dem Titel „Parfüm und Leidenschaft: Queerlektüren“, in: *Shakespeare Jahrbuch* 140, 2004, S. 287-291.

Mona Hanafi El Siofi

Was hat ‚korrigierende‘ Genitalchirurgie an Intersexuellen mit Frauen-Beschneidung zu tun?

Hanny Lightfoot-Klein: *Der Beschneidungsskandal*, Berlin 2003 (Orlanda, 192 S., 15,50 €).

Mit dem Begriff ‚Frauen-Beschneidung‘ verknüpft sich die Tatsache, dass in 28 afrikanischen, aber auch in einigen nicht-afrikanischen Staaten jährlich ca. 2 Millionen Frauen und Mädchen ganz oder teilweise die Genitalien entfernt werden. Die historischen Ursprünge der Praxis lassen sich für Afrika bis in die Pharaonenzeit zurückverfolgen. Im extremsten Fall wird dabei anschließend die Vaginalöffnung so eng zugenäht (Infibulation), dass kaum noch ein Streichholz hindurchpasst. Dies hat besonders schwerwiegende gesundheitliche Folgen: lebenslange starke Schmerzen beim Gehen, Wasserlassen und der Menstruation, chronische Entzündungen. Hinzu kommt bei Geburten das oft tödliche Risiko für Mutter und Kind durch die zunehmende Verhärtung des vernarbten Gewebes, dessen mangelnde Dehnungsfähigkeit schon eine Penetration fast unmöglich macht. Indirekt können damit auch Depressionen, Angstzustände u.ä. verbunden sein.

Lange bevor in den 1970er Jahren internationale Organisationen und ‚westliche‘ Feministinnen auf die Praxis weiblicher Beschneidung aufmerksam wurden, haben im Sudan und in Ägypten bereits v.a. Frauen aus dem Gesundheitswesen diese Tradition, insbesondere die der Infibulation, als medizinisch unnötig, sehr schmerzhaft und radikal gesundheitsgefährdend angeprangert (Der Begriff ‚Westen‘ bzw. ‚westlich‘ bezeichnet im Folgenden immer nationalstaatliche Bevölkerungen oder Individuen, die sich überwiegend dem Kontext historisch-europäischer Denktraditionen zuordnen). Sie engagierten sich schon seit 1940 in öffentlichen Kampagnen, und viele afrikanische Regierungen erließen daraufhin Anti-Beschneidungsgesetze. Allerdings waren und sind die Behörden, besonders den ländlichen Raum betreffend, mit einer wirksamen Bekämpfung überfordert. Denn zum einen wurde die Praxis durch gesetzliche Verbote keineswegs ausgerottet, sondern in den Untergrund ge-